

Willi Kessler

AUSCHWITZ, WARUM?

Liebe Anwesende!

Mein Name ist Willi Kessler. Ich bin 1925 in Berlin als Sohn jüdischer Eltern geboren und wurde 1943, im Januar, mit meinen Eltern und drei Geschwistern in das Konzentrationslager Auschwitz verfrachtet. Mein Leidensweg begann in Auschwitz auf der Rampe. Mein Vater war ein altgedienter Soldat des Ersten Weltkrieges, Träger hoher Verdienstorden Kaiser Wilhelms II. Er bekam 1934 noch die von Hindenburg gestiftete Auszeichnung des Eisernen Kreuzes; er wurde auch beglückwünscht im Namen des Führers - auf unserem Polizeirevier -, daß er so tapfer für das deutsche Vaterland gekämpft hatte.

Als im Januar, am 13. Januar 1943, die Gestapo bei uns erschien und uns verhaftete, hatte mein Vater - er war Schneider - ein Ordenskissen mit seinen Auszeichnungen an der Wand hängen, worauf einer der Gestapo-Beamten sagte: „Nehmen Sie das mit, das könnte Ihnen vielleicht helfen.“ Mein Vater nahm seine Auszeichnungen mit.

Wir kamen dann nach Berlin-Mitte in die Große Hamburger Straße, in ein ehemaliges jüdisches Altersheim, das geräumt worden war; dort wurde uns erst einmal unser Gepäck weggenommen, und nur das, was wir auf dem Leibe hatten, durften wir behalten. Ein paar Tage später wurde dann ein Transport zusammengestellt. Wir kamen zum Bahnhof Berlin-Grunewald und wurden wie Vieh von SS-Leuten mit Stöcken und Peitschen in die Waggons getrieben. Der Elendsweg begann in Berlin-Grunewald.

Wir kamen dann in Auschwitz-Birkenau an, auf der Rampe. Mein Vater war im Ersten Weltkrieg schwer verwundet worden - er hatte auch das Verwundeten-Abzeichen von Kaiser Wilhelm - und war halb taub; sein Trommelfell war kaputt. Als es hieß „Männer unter vierzig links raus!“ - „Männer über vierzig rechts raus!“, da stellte er sich dorthin, wo seine Söhne standen. Er wurde mehrmals wieder zurückgeschickt auf seinen Platz auf der Seite der Über-vierzig-Jährigen, doch es zog ihn immer wieder zu uns. Unter denen, die ihn zurückschickten, war ein junger SS-Mann, er war höchstens siebzehn Jahre alt, den nannten wir nachher, als ich dann Auschwitzer wurde, den Piepel von Birkenau.

Mein Vater war von großer Figur, er war kräftig und stark trotz seiner Verwundung, und als man ihn wieder fortjagen wollte, hat er sich scheinbar gewehrt - man brauchte ja nur den Arm hochzuheben; vielleicht hat man ihn auch zur Seite gestoßen -, da fielen etliche SS-Männer über ihn her und schlugen ihn mit Eichenknüppeln zusammen, so lange, bis er auf der Erde lag. Er blutete aus vielen, vielen Wunden am Kopf, aus der Nase, aus dem Mund, aus den Ohren und Augen - überall.

Meine Mutter und meine Schwester, die auf der anderen Seite Aufstellung hatten nehmen müssen, haben das auch mitangesehen. Ich sehe noch die Augen meiner Mutter, sie schaute zu ihren Söhnen herüber, aber sie konnte nichts mehr tun. Mein Vater wurde dann weggeschleppt; er war das erste Opfer aus unserer Familie. Meine Mutter und meine Schwester wurden dann auf Lastwagen verladen, mit den anderen Frauen - nun ging es fort.

Die übriggebliebenen Männer traten den Weg von der Rampe ins KZ Birkenau an. Wir wurden dort erst mal mit Schlägen und Fausthieben, unter Beschimpfungen durch einen langen Schuppen getrieben und meinten, nun sei das Ende gekommen. Aber wir gingen nur - in der Mitte war so etwas wie ein langer Trog - auf der einen Seite hin und auf der anderen Seite der Baracke wieder zurück und marschierten dann wieder von Birkenau nach Auschwitz.

In Auschwitz angekommen, mußten wir uns unserer Sachen entledigen. Wir mußten unsere Jacke ausziehen, die Hose, das Hemd, den Pullover - die Schuhe durften wir behalten - und den Ledergürtel, den wir um den Leib trugen. Dann mußten wir die Ärmel zusammenbinden, daß die Sachen nicht durcheinander kamen.

Dort waren auch etliche Koffer aufgestellt; in den einen mußten wir unsere Uhren ablegen, unsere Ringe - alles, was man so bei sich hatte, auch das Geld. Als dies geschehen war, wurden wir ins Waschhaus getrieben, zur Desinfektion. Dort wurden wir unserer Haare beraubt, überall, wo der Mensch nur Haare hat, wurde rasiert, geschnitten. Dann bekamen wir unsere Häftlingsnummern, die ich heute noch hier auf meinem Arm habe: 99 998. Mein ältester Bruder hatte die Nummer 99 997. Meine Brüder hatten mich, da ich der jüngste in der Familie war, in die Mitte genommen. Ich bekam die Nummer 99 998, mein zweitältester Bruder die Nummer 99 999. Nach uns war ein siebzehnjähriger Berliner Jude dran. Der erhielt die Nummer 100 000 und bekam um diese Nummer einen Siegerkranz tätowiert. Dann wurde er aus dem Waschhaus gebracht und hinter

dem Gebäude erschossen. Er war der erste „Einhunderttausendste“.

Mein Transport war ein Berliner Transport; der vorherige - er hatte die Nummer 99 - war ein Transport aus Bjalistok in Polen.

Dann wurden wir in Quarantäne geschickt, zwei Wochen, und kamen von Auschwitz in das Außenlager Jawischowitz, wo wir im Bergwerk arbeiten sollten. Bei der Untersuchung durch zwei SS-Ärzte wurde festgestellt, daß wir Brüder waren. Wir wurden daraufhin aufgeteilt: einer hatte Frühdienst, also Frühschicht; einer hatte Spätschicht und einer Nachtschicht, so daß wir uns nie sehen konnten.

Zwölf Stunden harter Arbeit im Berg unter Tage, unter unmenschlichen Bedingungen, bei vierzig Grad Hitze! Das Hemd mußten wir ausziehen; ich hatte versucht, mir das Hemd und den Pullover - ein Pullöverchen, könnte man sagen, denn es war nur ein Flusen - unter die Kniee zu legen, in die Hose. Das hatte der Steiger gesehen; er hatte mich denunziert, und ich bekam im Lager dafür Schläge, weil ich das Hemd und den Pullover unter Umständen hätte kaputtmachen können. Nach zwölf Stunden im Bergwerk - ich hatte Frühdienst, bekam erst abends mein Essen und mußte mit hungrigem Magen den ganzen Tag schwer arbeiten - kam abends ein zehn Kilometer langer Marsch von der Grube Bzcecze, unserem Einsatzort, - das war, glaube ich, das frühere Hindenburg - zurück ins Lager Jawischowitz. Der Lagerführer dort - es war, glaube ich, Hauptscharführer Josef Remmele - war ein ganz, ganz gefährlicher Mann, dessen Karriere in Dachau begonnen hatte, wie die von Eichmann.

Etwas später wurde mein zweitältester Bruder, in der Grube erschlagen, von Reviersteiger Sperling; er hat ihm mit der Schaufel den Kopf gespalten.

Ich bekam nach längerer Zeit eine beiderseitige Lungenentzündung und wurde zurück nach Auschwitz geschickt, zur Vergasung. Ein uns bekannter jüdischer Arzt, der in Berlin ganz in unserer Nähe, gleich um die Ecke unserer Straße, gewohnt hatte, hat mich damals vor dem Tode gerettet, indem er mich aus dem Haufen herausnahm und in den Krankenbau trug; ich sollte dort nicht lange auf der Pritsche liegen, damit es nicht auffiel. Im Häftlingskrankenbau waren genau solche Pritschen, wie sie die Abbildung hier in der Ausstellung zeigt. Als ich dort eine Weile gelegen hatte - ich hatte noch ein Stück Brot bei mir, das ich mir in Jawischowitz abgespart hatte -, stand auf einmal eine Gestalt an meiner Pritsche, sah mir in die Augen und fragte: „Kennst Du mich nicht?“ Ich sagte:

„Woher soll ich Dich kennen?“ - „Ja, dann schau mich doch mal an! Du kennst mich doch!“ Nun hatte ich ein Hemd an, das keine Ärmel hatte, man konnte also meine Nummer sehen, und er sagte wieder: „Sieh mich doch mal richtig an!“ Aber ich kannte ihn immer noch nicht. Er zeigte mir dann seine Nummer, und da sah ich, daß das die Nummer 99 997 war: Es war mein eigener Bruder, den ich nicht erkannt hatte. Er war schon vor mir nach Auschwitz überstellt worden, weil er sich eine Hand gebrochen hatte. Ich fragte dann den Zimmerältesten, ob er uns nicht zusammenlegen könne, was er auch tat; und ich gab sofort meinem Bruder mein Stückchen Brot, das er in sich hineinschlang wie einer, der meinte, er würde das letzte Mal etwas zu essen bekommen. Wir haben uns dann noch einige Tage im Krankenbau aufgehalten, bis wir von einem Arzt - es war auch ein Berliner - den Bescheid bekamen, daß eine Selektion durchgeführt werden sollte und es vielleicht besser wäre, wenn wir uns wieder zur Arbeit melden würden.

Wir haben uns dann freiwillig ins Lager zur Arbeit gemeldet und kamen auf den Block 6 a. Ein Frankfurter war dort Blockältester, ein Berufsverbrecher, aber ein Mensch, der noch ein bißchen Herz hatte und noch einen Funken Menschenliebe. Er fragte, ob wir Brüder seien, und wir konnten wieder zusammen eine Pritsche bekommen. Wir trafen dort einen früheren Bäckermeister, der auch Jude war, Julius Meyer. Er war Unterkapo in einem Kommando mit dem Namen „Faulgas“. In Auschwitz sollte damals eine große Kläranlage gebaut werden, aus der man Faulgas gewinnen wollte, um Zyklon B zu sparen und eventuell Menschen mit diesem Faulgas ins Jenseits befördern zu können.

Es war harte Arbeit in diesem Kommando. Ich habe versucht, meinen Bruder zu entlasten, der wirklich zum „Muselmann“ wurde - das war der übliche Lagerausdruck für Häftlinge, die dermaßen abgemagert waren, daß sie bald zugrunde gehen mußten. Ich habe für meinen Bruder mitgearbeitet. Wir haben den ganzen Tag an der Pumpe gestanden, um den Kessel für die Betonmischmaschinen zu füllen.

Aber es war mir nicht beschieden, meinen Bruder noch etwas länger zu behalten. Als wir eines Abends ins Lager einmarschierten, wurde eine Selektion durchgeführt, und mein Bruder wurde mit anderen aus der Reihe geholt. Er kam dann in die kleine Gaskammer, die es für diese Fälle in Auschwitz gab - neben der Kommandatur des Lagerkommandanten Höss. Dort wurde mein Bruder ins Totesreich geschickt. Jetzt war ich ganz allein.

Ich habe dann auf dem Holzhof in Auschwitz gearbeitet und hatte dadurch die Gelegenheit, ins Frauenlager zu kommen; wir brachten dort Holz für die Küchen hin. Eines Tages bat mich ein Bettnachbar, ein Österreicher, Georg Glas, dessen Frau in Birkenau Blockälteste war und der wußte, daß wir natürlich mit Bewachung - es war immer ein SS-Mann dabei - nach Birkenau fahren konnten, einen Brief für sie mitzunehmen. Es war zwar ein gefährliches Unterfangen, aber ich habe es riskiert. Ich konnte der Frau den Brief aushändigen und habe dies gleich mit der Bitte an sie verbunden, einmal nachzuforschen, wo der Berliner Transport vom 13. Januar 1943 geblieben sei. Das hat sie dann auch getan, und als ich nach etwa vier bis fünf Wochen noch einmal die Gelegenheit hatte, nach Birkenau zu fahren, bin ich wieder zu ihr in den Block dort gegangen, und da sagte sie mir, daß die Frauen aus diesem Transport das Lager Birkenau nie erreicht hätten. Sie seien sofort zur Gaskammer weitergeleitet worden. Meine Mutter, meine Schwester - meine ganze Familie - alle meine Angehörigen waren tot.- Das Leben hatte keinen Sinn mehr für mich.

Ich lebte dann in den Tag hinein, abgestumpft, gleichgültig, ob mich der Tod ereilte oder nicht; es war mir völlig egal, wann und wo. Ich hatte mit allem abgeschlossen.

Eines Tages wurde ich dann in das Außenlager Monowitz verlegt und kam nach Buna. In Buna war es noch schrecklicher als in Auschwitz. Erstmals war Auschwitz größer, Buna war klein; und je kleiner das Lager - um so besser konnten sich die SS-Leute um die Häftlinge „kümmern“. In Buna habe ich in vielen Kommandos arbeiten müssen, unter anderem auch beim Stahlbau. Wir haben eine große Fabrik aufgebaut, in der künstliches Gummi, das sogenannte „Buna“, erzeugt werden sollte. Eines Tages hat mich ein deutscher Kranführer, während ich meine Arbeit tat, vom Gerüst aus mit der Laufkatze des Kranes sozusagen aus dem Gebäude herausgedrückt. Ich fiel aus sechs Meter Höhe herunter, schlug mit dem Kopf auf und zog mir viele Platzwunden zu; meine Schädeldecke war vorn am Kopf eingedrückt; die ganze Nase war aufgeplatzt; mehrere Rippen waren eingedrückt; ein Arm war gebrochen und ein Oberschenkel gequetscht. So schleppte man mich abends ins Lager.

Ich kam dann in den Häftlingskrankenbau und fand dort einen tschechischen Arzt, der mir gut gesonnen war und der mir so zur Seite stand, daß ich überlebte.

Ich habe dann Monowitz solange erleben müssen, bis man unseren Transport - die Front rückte immer näher, man hörte schon die Amerikaner

schießen und die Russen kamen näher - nach Buchenwald schickte. Damals wußte noch keiner, wohin es ging. Es war ein langer Weg, den wir Monowitz marschierten, das ganze Lager, 2 500 Mann; nur die Kranken blieben im Krankenbau zurück. Und als wir in Buchenwald ankamen, waren es, glaube ich, keine 600 mehr, die dem Tod auch diesmal entgangen waren.

In Buchenwald kam ich in das kleine Lager. Ich war dermaßen abgemagert, daß ich zu keinem Arbeitseinsatz geschickt werden konnte. Man hat dann aber trotzdem immer wieder die Stärksten herausgesucht; Weimar wurde bombardiert, die Front kam immer näher, da mußte man - so elend, wie man war - nach Weimar herunter, nach Gotha, nach Jena und nach Erfurt, um Aufräumungsarbeiten zu leisten.

Ich habe hier heute im Gespräch mit einem Seminarteilnehmer schon gesagt, man habe auch dort zweierlei Menschen erleben können - Menschen, die noch ein Herz hatten, und andere, die kein Herz mehr hatten. Mir gab damals eine ältere Frau eine Tüte mit zwei Brötchen; das hatte ein Reichsbahnbediensteter - der eine Armbinde „Deutsche Wehrmacht“ trug - gesehen; er riss mir die Tüte förmlich aus der Hand, schlug mir ins Gesicht, warf die Tüte auf den Boden und trampelte darauf herum. Ein anderes Mal mußten wir eine Metzgerei aufräumen, die total zerstört war. In einem Kessel fanden wir Würst, die der Metzger anscheinend noch hatte kochen wollen. Als wir versuchten, ein Stück davon zu ergattern, knüppelte der Metzger uns mit einem Knüppel nieder. An unserer Kleidung konnte man uns erstmal als Häftlinge erkennen; und an unserem Abzeichen sah man, daß wir Juden waren: ein gelbes Dreieck nach oben - ein rotes Dreieck nach unten.

Am 11. April 1945 schlug dann die Stunde der Befreiung. Ich habe sie im alten Lager halbwegs im Traum mitbekommen. Ich sah auf einmal amerikanische Soldaten vor mir stehen, wußte nicht, ob es ein Trugbild, ob es Wahrheit, ob es Wirklichkeit war, oder ob ich nur träumte. Und ich sah Fotografen von der amerikanischen Armee, die Aufnahmen machten - unter anderem auch dieses Bild, auf dem ich zu sehen bin, das hier im Flur hängt und das Herr Schoenberger auch in sein Buch Der gelbe Stern hereingenommen hat: Da liege ich auf der Pritsche und wiege noch 32 Kilogramm.

Ich habe dann noch lange Zeit im Krankenhaus verbringen müssen, in dem zunächst von den Amerikanern besetzten Gebiet, bis die Amerikaner Thüringen und damit auch Buchenwald mit den Russen tauschten. Dann bin ich nach Mühlheim/Ruhr gegangen und wollte dort eine Tante aufsuchen, die eine Mischehe führte; ich hatte die Hoffnung, sie sei noch

am Leben, aber auch sie war tot. Nach einem völligen Zusammenbruch kam ich in Mühlheim ins Krankenhaus und habe dort über ein dreiviertel Jahr gelegen. Eines Tages sagte der Chefarzt plötzlich: „Kessler, bei Ihrem Untergewicht können wir hier nichts für Sie tun. Mit den Steckrüben und dem bißchen Rübstiel, das wir hier haben, kriegen wir Sie nicht wieder auf die Beine. Ich habe eine Idee: Ich weiß, daß es im Rheinland, in Denklingen, eine frühere Lungenheilstätte gibt, die jetzt der UNRA untersteht und nur für Deportierte da ist. Dort wird man Sie bestimmt wieder auf die Beine bringen.“

Ich wurde dann nach Denklingen geschickt; eine Schwester fuhr mit und lieferte mich dort ab. In Denklingen wurde ich buchstäblich, sozusagen wie ein Kleinkind, mit der Flasche großgezogen, nahm von Woche zu Woche immer mehr zu: fünf Pfund, sechs Pfund, vier Pfund. Meine Frau, die ich dort kennenlernte, war bei der LVA beschäftigt. Heute sagte sie: „Aus Mitleid wurde Liebe.“ Ohne zu fragen, wer ich bin.

Heute bin ich 36 Jahre verheiratet, habe eine Tochter, einen Sohn, die beide gut sind zu ihren Eltern, habe eine gute Frau und glaube, ohne sie hätte ich diese Zeit nicht überstanden. Ich leide heute an einer Lähmung, die mir in Monowitz zugefügt wurde, aber man soll mit dem Schicksal nicht hadern, denn was man dort erlebt hat, das wiegt alles andere gar nicht auf.

In der Bonner Evangelischen Studentengemeinde habe ich vor einiger Zeit einen Vortrag gehalten: „Ich war Auschwitz-Häftling 99 998“.

Der dortige Studentenpfarrer Gutheil hatte mich anschließend eingeladen, mit einer Gruppe von Studenten nach Auschwitz zu fahren, was mein größter Wunsch war - einmal auf diesem mit Blut durchtränkten Boden zu stehen und der Toten meiner Familie sowie der Toten meines Volkes zu gedenken. Vor Aufregung oder vor Freude, ich weiß es nicht, war ich nervlich dermaßen überlastet, daß ich mich in ärztliche Behandlung begeben und sechs Wochen im Krankenhaus liegen mußte, die Auschwitz-Fahrt also nicht mitmachen konnte. Daraufhin habe ich dem Pfarrer ein Gedicht mitgegeben, das er dann auf der Fahrt nach Auschwitz im Bus verlesen hat.

Es sind nur ein paar kurze Zeilen, worin ich Auschwitz anklage bzw. die Frage stelle: Auschwitz, warum?

Auschwitz ist ein Meer von Schmerzen, Qualen, Demütigungen und Todesängsten. Auschwitz, das ist ein Menschheitstrauma, das nicht wieder ausgelöscht werden kann: Sechs Millionen Ermordete, man weiß nicht, wo sie

begraben wurden. Die meisten der sechs Millionen Opfer haben kein Grab. Aber die, die überlebt haben, vergessen sie nicht; denn das Gedächtnis der Opfer ist immer besser als das Gedächtnis der Schuldigen. Die Angeklagten in den KZ-Prozessen können bekanntlich sich an nichts mehr erinnern - wie kann aber ein Häftling die KZ-Jahre vergessen, wie kann ein Volk einen grausamen und zum Teil bald gelungenen Versuch der Ausrottung, den Holocaust, vergessen! Wie kann eine Minderheit, welche am meisten gelitten hat, die zwölf Jahre der Entrechtung und Erniedrigung, der Angst und des Hungers vergessen! Die Narben sind noch frisch, auch nach all den Jahren, die vergangen sind, doch sie werden oft aufgerissen und das Mißtrauen leider oft wieder erweckt - sei es durch die Geschichtsfälscher oder durch die Ewig-Gestrigen. Sinn und Ziel meiner Dokumentation (ich wollte eine Dokumentation herausgeben) soll es sein - ich will es wenigstens versucht haben, mitzuhelfen -, eine Wiederholung der Vergangenheit unmöglich zu machen.

Begegnung mit der Vergangenheit (dadurch, daß ich nicht mitfahren konnte)

Kein Weg ist so schwer, kein Weg ist so weit,
Als dieser Weg zurück in die Vergangenheit.
Auschwitz, was hast du aus mir gemacht?
Du hast mir nur Not und Elend gebracht.
In deiner Umzäunung war ich gefangen,
Ich bin durch deine Hölle gegangen.
Den Totenschein trug ich schon in der Tasche,
Die Frage war nur: Wann wird aus mir Asche?
Du hast uns von der Familie getrennt,
Du hast uns gemartert, wie Schweine geschlachtet,
Du hast unser Menschsein blutig mißachtet.
Alle meine Lieben hast du ins Gas getrieben.
Du hast sie verbrannt und dich nicht gescheut,
Die Asche in alle Winde verstreut.
Fünf Leben meiner Familie hast du mir entrissen,
darum möchte ich heute von dir wissen:
Auschwitz, warum? ...

Dann geht es weiter. An den Pfarrer Gutheil habe ich noch dazugeschrieben:

Liebe Freunde!
Dieses Wort mir zu sagen, erlaubt,
Weil ihr mir die Öfen und die Mühlen,

Die uns durchgebrochen, glaubt, will ich es wagen,
„Freunde“ zu euch zu sagen.
Liebe Freunde!
Gerne wär` ich den Weg mit euch gegangen,
Der für mich so weit,
Den Weg zurück in die Vergangenheit.
In all den letzten Wochen,
Habe ich mir selbst Mut zugesprochen.
Herr, stütze mich in diesen anstrengenden Tagen
Und helfe mir, das auf mich zukommende Leid zu ertragen!
Du mußt es schaffen, deine Schritte dorthin zu lenken,
Um nur einmal in meinem Leben - mag Gott es geben -
Meiner Ermordeten dort zu gedenken,
Sonst blieben meine Toten für ewig stumm,
Denn in diesen Tagen sollt` ich an deinem Tore fragen:
Auschwitz, warum?
Ich hab` mir zu viel vorgenommen,
Doch leider ist es anders gekommen.
Meine Seele ist verzweifelt und mein Herz, das weint,
Doch in meinen Gedanken werde ich vereint, den Weg mit euch gehen,
Den Weg, der für mich so endlos weit,
Den Weg zurück in die Vergangenheit.
Immer wieder und viel zu oft, habe ich auf diesen Tag gehofft,
Dorthin zu gelangen.
Schade.
Ist es nun Strafe, oder Gnade?
Das ist wieder an Gott heute meine Frage.
Was habe ich falsch gemacht in meinem Leben,
Daß es für mich nur dunkle Tage kann geben?
Zeig mir den Weg, daß ich es besser mache
Und an einem hellen Tag erwache,
Der es mir erlaubt, dort auf dem mit Blut durchtränkten Boden zu stehen,
Um endlich meine Toten wiederzusehen.
Denn nur dort kann ich sie sehen, sogar in dunkelster Nacht,
Weil man sie dort hat umgebracht.
Dieses ist der größte Wunsch in meinem Leben,
Einen größeren wird es für mich nie geben.
Auschwitz bliebe für immer stumm.
Wer würde dann fragen:

Auschwitz, warum?

Auf eurem Weg nach Auschwitz-Birkenau vergeßt nicht, liebe Freunde, daß die Öfen in den Krematorien nicht schon, sondern erst seit 36 Jahren kalt sind.

Der liebe Gott möge euren Weg begleiten!